

17] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

11. Kapitel.

Am nächsten Tage konnte Herr Marnez erst nach einer längeren Auseinandersetzung mit seiner Frau und Tochter wieder zur Gerichtsverhandlung gehen.

Beide wollten ihn durchaus zurückhalten. Sie machten Einwände, deren Schwere er fühlte. Weshalb sollte er einen Teil der Schande dieses Prozesses auf sich nehmen? Die Rauheit seiner ehemaligen Beziehungen zu Vermantes befreiten ihn von dieser falschen Verpflichtung. Weder dieser traurige Schwager noch dessen Kinder würden ihm für seine Aufopferung zu danken wissen. Kämen sie wirklich aus diesem fürchterlichen Elend noch einmal heraus, dann würden sie ihn nur von neuem durch ihren unverschämten Luxus beiseite zu schieben wissen, bis irgendeine andere Katastrophe kam. Trotz des Widerhalls, die diese Gründe bei ihm fanden, ließ sich Herr Marnez diesmal nicht überreden. Sicher war es für ihn kein Vergnügen, nach Versailles zu fahren, und er erwartete von niemandem Dank. Aber er tat „seine Pflicht“. Er wollte „ganz seine Pflicht“ tun, und er nahm den Mund voll bei diesen Worten. In Wirklichkeit widersprach es ihm, im Schatten zu verschwinden, so zwang er doch die Leute, ihn zu loben. Man würde sagen: trotzdem er nie ein gemeinsames Interesse mit Vermantes hatte, fürchtete er nichts und hat die unglücklichen Kinder nicht verlassen. Das ist ein Mann mit Gemüt. Man kann ihn nur bewauern und ihn bewundern. So setzte er sich denn wieder neben Paul, hinter die Zeugenbänke. Als die Zuhörer das ernste stumme Gesicht wiedersehen, dachten auch einige von ihnen so, wie er es eben berechnet hatte. Aber er nahm sich vor, jegliche Beziehung zu dieser unheilvollen Familie sofort nach der Urteilsverkündung zu lösen.

Der Saal bot ein etwas verändertes Bild.

Devanher, Montjorat und einige andere fehlten. Dafür waren neue Gesichter erschienen. Der Zeichner Turla saß zwischen Frau Languard und Broz und skizzierte. Der Baummeister Tony Gabiet, dessen Kunde Vermantes gewesen war, kam mit Raphael Kernier, einer ziemlich fraglichen Persönlichkeit.

Alle waren früher gekommen und mußten länger warten.

Die Stimmung war eine sehr lebhaft. Die unmöglichsten Gerüchte kursierten im Publikum. Man kündete Ueberraschungen an, Theatereffekte, Enthüllungen. Frau Languard hatte von einem Rechtsanwalt, einem Freund ihres Mannes, erfahren, daß die Schuld von Vermantes sich offensbaren würde, während Kernier durch einen Rat des Appellationsgerichtes, der in engen Beziehungen zu Motiers de Fraisse stand, versichern gehört hatte, daß seine Unschuld klar wie der Tag wäre.

Daisy Lyndall benutzte die Zwischenzeit, um mit Frau de Luseney ein Gespräch anzuknüpfen. Sie hatte ein feuriges Temperament, von ihrer Kunst erfüllt gab sie sich ganz und gar und bildete einen scharfen Gegensatz zu dem ein wenig affektierten Intellekt ihrer Nachbarin. Ihr schonungsloser Realismus war wie das Leben selber, dieses Leben voller ergreifender Offenbarungen, durch die sie leidenschaftlich bis zum Schmerz ergriffen wurde. Mit angespanntem Geist und scharfen Sinnen nahm sie mit jeder Faser ihres Seins an den Schauspielen teil, die durch ihre Phantasie geädelt wurden. Sie vibrierte noch unter der Aussage von Luise Donnaz, die sie während der ganzen Nacht weiter ausgepönnen hatte.

Während Frau de Luseney diese melodramatische Episode mit der Geringschätzung einer Präziosen behandelte, die nur die feinen Nuancen schätzt, rief sie:

„Aber liebe, gnädige Frau, das Melodrama ist überall im Leben wie das Vaudeville. Wir schwanken von einem zum andern! Zeigen so fürchterliche Ereignisse nicht, daß wir selbst in unseren schwärzesten Bildern nicht übertreiben? Wir reichen an die Wahrheit kaum heran.“

„Sagen Sie, daß wir sie verfeinern,“ sagte Joan Toma mit seiner scharfen, dünnen Stimme. „An und für sich ist

das alles platt, ohne Schimmer, ohne Interesse. Es wirkt nur, wenn wir es mit Glanz umgeben.“

Vor kurzem hatte er jene „Gedichte in Prosa“ veröffentlicht, die etwas starken haut-goût hatten. Aber er spielte sich als den verfeinerten Aestheten auf, der die heilige Syntax, die gebräuchlichen Worte und die feststehende Moral verachtet. Daisy Lyndall schlug ihn mit dem Fächer auf den Arm und rief:

„Wie können Sie das hier aussprechen, wo diese Wirklichkeit den besten Roman übertrumpft? War das gestern platt und glanzlos?“

Sie hatte eine grobe, männliche Stimme, eine Bojaune, welche die Klarinette ihres Freundes erstickte.

Dieser antwortete mit einem Kompliment, dessen Ton jedoch wenig überzeugt klang:

„Jedenfalls wäre es in Ihren Romanen aufregender gewesen!“

Daisy Lyndall hatte sicherlich Fehler, aber sie besaß eine kräftige Aufrichtigkeit, die ihren Ausprüchen wie ihren Büchern einen eigenen und pathetischen Anstrich gab.

„Schweigen Sie doch!“ rief sie. „Wir sind nur ungeschickte Nachahmer. Keiner von uns würde imstande sein, ein Stück wie dieses zurechtzuzimmern; man fühlt, daß das Leben seinen Stempel darauf gedrückt hat. Hat Sie jemals ein Buch, ein Drama so gepackt wie dieser Dialog gestern? ... Die Frau wollte schweigen, in ihrer Kehle ein Geheimnis ersticken, das nur sie allein kannte, um es mit sich in ihr schon nahes Grab zu nehmen. Aber nein! Sie hat gesprochen, gegen ihren Willen! Eine unsichtbare Kraft hat ihr das Geheimnis entrisen, es ist ihren Lippen entchlüpft. Himmel, war das tragisch!“

„Schön,“ sagte Jean Toma, „trotzdem müssen Sie zugeben, daß die Szene des Hirten im König Oedipus viel besser ist.“

Er wollte der Marotte von Frau de Luseney schmeicheln, die ihm auch sofort zustimmte.

„Ich bin ganz Herrn Tomas Ansicht. Diese Szene war nur ein Entwurf. Es fehlte ihr die Schönheit. Die Frau hat nicht gesprochen, wie man es in einem guten Buch liest. Nur der Stoff war vorhanden. Ein Meister hätte ihn von diesen Schlacken befreit. Sie zum Beispiel, gnädige Frau, hätten daraus ein ergreifendes Bild geschaffen, wie man es häufig in Ihren entzückenden Werken findet. Ach, die Künstler sind glücklich: sie sind nicht genötigt, sich das Leben zum Modell zu nehmen. Sie erneuern und verbessern es.“

„Das wiederhole ich unserer Freundin beständig,“ sagte Jean Toma.

„Aber sie glaubt es nicht, mein Kleiner,“ wiederholte, sich ereifernd, die Romanschreiberin. „Nie wird sie es Ihnen glauben. Sie hat zu viele Dinge gesehen, gelesen und verstanden, um nicht zu wissen, daß das Leben über der Kunst steht und der Künstler es nie erreichen kann. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeite ich an diesem Stoff; ich bin nicht weiter als am ersten Tage. Die Kunst ist niemals wahr und wird es keinen Augenblick sein, wenn sie das Leben verbessert.“

„Sie sehen doch, daß wir uns einig sind,“ quetschte Jean Toma.

„Nicht im geringsten, mein Kleiner! Aesthetiker wie Du ...“

Daisy Lyndall bemerkte das unheilvolle Duzen; sie konnte es nicht mehr ungeschehen machen, und mutig nahm sie die Unannehmlichkeit auf sich:

... entstellen die Wahrheit mit Bosheit und Freude wie kleine, perverse Affen. Sie hassen sie und haben Furcht vor ihr. Deshalb schaffen sie nie etwas Wertvolles. Aber Realisten wie ich huldigen ihr, wie toll rennen wir hinter ihr her und brechen uns die Arme entzwei bei dem Versuch, sie zu umfassen. Du siehst, wir sind uns gar nicht einig!“

Sie wollte sich über die familiäre Art totlachen. Ihr dicker Körper wurde so heftig geschüttelt, daß ihre Nachbarn sich umblickten. Frau de Luseney war einerseits entzückt über ihre Lebhaftigkeit, andererseits von ihrer Ungeniertheit unangenehm berührt und fragte sich, ob Daisy Lyndalls Worte bedeutend genug gewesen wären, um ihren ungehörigen Ton zu entschuldigen.

Während dieses ästhetischen Zwischenspiels diskutierte man auf den anderen Bänken über die Artikel des Sansculotte: „Ein Apache“, in dem Chaussy die Sitzung des vorhergehenden Tages interpretierte. Die Feindseligkeit siderte durch jede Zeile. Eine teuflische Kunst, aus Perfidie, Lüge und Ironie bestehend, schilderte die Vergangenheit des Angeklagten auf eine Weise, die Vermantes widerwärtig machen mußte. Sein gewaltiger Fleiß war nur Gaunerei, um alle fünf Erdteile einzustrecken. Die Resultate des Verhörs waren frech von Chaussy gefälscht und die verbrecherischen Absichten des Angeklagten durch das Zeugnis von Herrn d'Entraque so durchsichtig, mit einer solchen Klarheit enthüllt, daß man der größte Einfaltspinsel sein mußte, um noch daran zu zweifeln. Der „Apache“, der geschickt durch den Bluff seiner Prosopöpe den Leuten das Geld aus der Tasche gezogen hatte, verwandelte sich so leicht in einen Mörder, wie die Puppe ein Schmetterling wird, und es kaum selber merkt. Vermantes hätte diesen Schritt leichten Herzens unternommen. Jetzt leugnet er die Augenscheinlichkeit mit einem Synismus, wie man ihn nie in den Jahrbüchern der Kriminalistik gelesen hatte.

In den Logen wurde der Artikel mit dem Vertrauen gelesen, das die kleinen Leute trotz vieler gegenteiliger Erfahrungen dem Gedruckten entgegenbringen. Man las ihn ärgerlich, entrüstet, auch verwundert, am Tage vorher so schlecht verstanden zu haben, weil man gar nicht den klaren Eindruck wie jetzt hatte. Man las jeden einzelnen Satz, mit dem schnell erregten Borne der Menge gegen einen Angeklagten, empört über die Langsamkeit der Bestrafung und voller Mißtrauen gegen eine Gerechtigkeit, deren Schwert zu schlagen zögerte. Die Leute auf den reservierten Plätzen lasen die heiße Rede, ohne ihr zu viel Glauben zu schenken, doch empfanden sie dabei ein boshaftes Vergnügen, das aus blasierter Gleichgültigkeit, Skeptizismus, Bitterkeit und Graufamkeit gemischt war. Der aufdringliche Valens suchte den Artikel Frau d'Entraque unter die Augen zu halten, und sagte in schadenfrohem Tone:

„Sehen Sie, gnädige Frau, das Zeugnis Ihres Mannes ist die Hauptsache. Chaussy setzt das in der zweiten Spalte sehr gut auseinander.“

Sie stieß die Zeitung zurück, und die Antwort, die wie ein Schrei klang, verdubte ihn.

„Ich glaube nichts von diesen Gemeinheiten!“

D'Avoise und Choffart delectierten sich. Solche Skandale schändeten der Regierung. War auch Vermantes nicht Mitglied des Parlaments, so waren an seinen Geschäften viele Parlamentarier beteiligt, und sie wurden durch seine Enthüllungen getroffen. Wenn auch Chaussy selbst zweideutig war, so diente er doch der guten Sache, indem er diesen Elenden an den Pranger stellte.

„Ja,“ sagte ernst d'Avoise, „Chaussy arbeitet für uns.“

„Sie können beruhigt sein, er arbeitet zunächst für sich selbst,“ sagte ein Nachbar, den er nicht kannte.

Proz hielt Crevola, der mit dem großen Kunsthändler Cormoret gekommen war, die Zeitung hin. Zuerst lehnte dieser ab, weil er nie Zeitungen las.

(Fortsetzung folgt.)

Keine Zeit.

Von Fritz Müller.

Der Generaldirektor Weiermann hatte keine Zeit.

Der Generaldirektor Weiermann war zeitlos. Zeitlos nicht im ewigen Sinne, sondern zeitlos im irdischen Sinne.

Der Generaldirektor Weiermann war ein mächtiger Herr. Fünfzigtausend Leute standen unter ihm. Sein Name hatte einen Schwung und einen Hammer Schlag weitem im Land. Aber, aber — er hatte keine Zeit.

Der Generaldirektor Weiermann war eine Säule in der deutschen Volkswirtschaft. Seine Tatkraft stampfte Riesenruß aus dürrer Boden über Tag und unter Tag, im Eisen, in der Kohle. Aber, aber — er hatte keine Zeit.

Der Generaldirektor Weiermann warf die Fäden seines Wirtschaftsnetzes übers Weltmeer. Schulen schuf er, Bibliotheken warf er übers Land, und an der Spitze großer Menschlichkeitsideen stand er. Aber, aber — er hatte keine Zeit.

Es war schon eine Weile her, da schrieb der Generaldirektor Weiermann noch eigenhändig Briefe an die guten Freunde. Und in jedem Briefe lag ein Stück von seiner großen Seele drin. Dann drängten Pläne und Entwürfe. Und Generaldirektor Weiermann

diskutierte seine Briefe an die besten Freunde. „Lieber Freund“ diskutierte? Das gab keinen schönen Klang. Jedoch, was wollen Sie — er hatte keine Zeit.

Und wieder eine Weile später hieß es auf die lebenswarmen Briefe alter Kameraden: „Herr Mittermaier, bitte schreiben Sie mal dem Manne da was — was Nettos — Sie verstehen schon — so recht persönlich . . .“ Und Herr Mittermaier schrieb dem Mann persönlich: „Im Besitze Ihres sehr geehrten . . .“ Denn Herr Generaldirektor Weiermann hatte eben keine Zeit.

Und wieder später las der bezahlte Sekretär auch die Briefe an Herrn Generaldirektor Weiermann. „Auch jene mit „Persönlich!“ und „Privat!“; Herr Generaldirektor?“ fragte der Herr Mittermaier. — „Alle — sehen Sie, Sie sind ein feiner Kopf, und ich, ich habe wirklich keine Zeit.“

So ging's mit seinen Freunden. Bei den Seinen aber ging es so, daß er sie nur beim Mittagessen sehen konnte. Und ich muß es offen sagen, Generaldirektor Weiermann hat niemals Briefe oder Zeitungen beim Mittagessen in sich aufgenommen. Das Mittagessen, das gehörte der Familie und den — Telegrammen. Erst waren es nicht allzu viele. Ein paar vor der Suppe. Dann drängten sie sich auch zwischen Fleisch und Suppe und hagelten bei Obst und Rüssen.

War es da ein Wunder, daß der Generaldirektor Weiermann am Ende keine Zeit mehr für das Mittagessen hatte? Er ging zu einem tüchtigen Mechaniker.

„Sagen Sie mal, Vester, könnten Sie mir einen — die Kosten spielen keine Rolle — könnten Sie mir eine Art Ersatzmann für das Mittagessen konstruieren?“

Nun ist es eine alte Sache: Wenn das Geld keine Rolle spielt, so kann man alles konstruieren.

Also sah alsbald ein ordentlicher Ersatzmann für den Generaldirektor an dem Mittagstisch und aß für ihn. Denn der Generaldirektor hatte wirklich keine Zeit.“

Und so war ja alles gut. Auch die Familie war für das erste zufrieden. „Ganz wie Vater“, sagten seine Kinder, während der Ersatzmann aß. Dann aber kamen sie — begehrt, wie nun Kinder einmal sind — und wollten auch noch haben, daß das Ding an ihrem Tische spräche.

Wieder ging der Generaldirektor zu dem tüchtigen Mechaniker — für die Seinen war ihm nichts zu viel — und sagte:

„Hören Sie mal, Vester, mein Ersatzmann soll auch sprechen — das Geld spielt keine Rolle, Sie verstehen.“

Der Mechaniker verstand und konstruierte einen Sprechautomat in das Innere des Ersatzmannes. Der funktionierte wunderbar. Das sprach und sprach und wurde niemals müde, auf irgend eine Frage eine Antwort zu erteilen:

„Ach sieh, Mama, ach sieh, so viel und so geduldig hat der Vater nie zu uns gesprochen!“

„Das Herz fehlt, das Herz bei Eurem neuen Vater.“

„Ach Mutter, weißt Du, wir wollens einmal dem Herrn Mittermaier sagen.“

Und sie sagten es dem Herrn Mittermaier. Und dieser trug es zwischen zwei Aktiengesellschaftsgründungen in einer gestohlenen Minute dem Herrn Generaldirektor vor.

„Das Herz?“ murmelte der, „das Herz? — Herr Mittermaier. Der Ausschritt des neuen Truiss steht vor der Tür. Ich habe nicht viel Zeit. Machen Sie mal heute nachmittag die Sache ab mit dem Mechaniker, nicht wahr?“

Und Herr Mittermaier machte die Sache mit dem Herzen ab bei dem Mechaniker. Es war eine verteuert schwere Sache, das ist wahr. Inbessern, da das Geld nicht die geringste Rolle spielte. . . .

Die Jahre kamen und gingen. Riesengroß erwuchs das Werk des Generaldirektors Weiermann und überschattete die Länder. Hunderte von Stahlwerken schrieben nächtlich seinen Riesenamen rot in dunkle Wolken. Den Industriefürsten hießen sie ihn allerorten und den mächtigsten Mann der Erde.

Auf diesem Höhepunkt seines Ruhmes fand ihn sein Jubiläum und sein weißes Haar.

Als das Fest vorbei war, an dem die Großen der Erde seinem Werte huldigten, ging der Generaldirektor seinen alten Eisschritt in das Bureau.

Auf einmal zitterten ihm die Anie. Auf einmal warf eine alte Erinnerung die sonderbare Haube über ihn, die alles klein und nichtig scheinbar läßt, was man besitzt, und riesengroß, was man verloren hat. Und seine alten Füße gingen einen lang vergessenen Weg über Höfe, Straßen, Gänge, hinein in ein stilles, trauliches Zimmer, in welchem eine Frau, ein Mann und Kinder um eine Lampe saßen und sich freundlich unterhielten.

Es war schon eine alte Frau und fast erwachsene Kinder. Fragend sah ihn die Frau an. Sie kannte ihn nicht. Scheu sahen ihn die Kinder an. Sie kannten ihn nicht.

„Sie, Herr! Was wollen Sie im Kreise meiner Lieben!“ rief er den Mann an, der bei ihnen saß.

Und der Mann wandte ihm ein Gesicht zu, das er kannte. War das nicht der Ersatzmann, den er vor langer, langer Zeit einmal bei einem Mechaniker

„Machen Sie, daß Sie fortkommen. Sie Automat, verflucht!“

„Sie irren, Herr, ich bin kein Automat, ich habe eine Seele, und ich habe Menschen, die mich lieben.“ Und der Zitternde sah in ein von jahrelanger Liebe überstrahltes Antlitz.

„Dem fremden Manne ist nicht gut“, sagte dieses Antlitz ins Zimmer zurück, „ich will ihn in ein Sanatorium bringen.“

Da schlug der Generaldirektor ein gellendes Gelächter auf. Lieber Gänge, Straßen, Höfe wandte er in seinen Arbeitsraum zurück. In einen Stuhl sank er und starrte vor sich hin, wie Automaten starren:

Ziffern sah er, Ziffern, Riesenziffern, weiter nichts als Ziffern.

Und von den Ziffern sah er in sein Inneres hinab. Und das war leer. — — —

Leipziger Baufach-Ausstellung.

Baumaterial und Baustoffprüfung.

Zwei Baustoffe stehen auf der Baufachausstellung am deutlichsten im Wettbewerb: der reine Eisenbau und der Eisenbetonbau. Das Monument des Eisens, das die Stahlindustriellen in Gestalt der 30 Meter hohen Eisenpagode erbaut haben, erinnert daran, daß das Material den Stil schafft, und die Betonhalle steht eben aus dem Grunde gegen das Monument des Eisens zurück, weil ihr Schöpfer es vorzog, diese Betonhalle in einer durchaus antiquierten Stilsprache aufzuführen und jeder dem neuen Baustoff innewohnenden Anregung zu neuen Bauformen aus dem Wege ging. So will der Eisenbau künstlerisch und technisch neue Wege zeigen; der Betonbau beschränkt sich auf das technische Exempel.

Funktionsgangelne ist freilich weder Eisenbau noch Betonbau; wahrscheinlich hat man ähnliches schon im Altertum gehabt, wir wissen nur zu wenig davon. Aber eines haben die Alten sicher nicht gehabt: den Baumaterialienmarkt und das Industrierittertum, das sich auf ihm neben realen Förderern breit macht. Und etwas anderes fehlte den Alten sicherlich auch: die Nervosität des bauwirtschaftlichen Rechenzempels, das zur raffinierten Ausnützung des Bauplatzes, der Bauhöhe, der Baumaterialien führt und das die funktionierenden Vorgänger in ihren Ausmessungen beschränkt, wo es nur geht. Da ist kein Platz mehr für eine massive meterstarke Wand, kein Raum mehr für eine ordentliche Kallendecke, geschweige denn ein Gewölbe; freitragende in sich selbst versteifte dünne Wände, freitragende Decken ohne Unterzüge, Treppen ohne Wangen. Ja, wenn es ginge, bauten wir am liebsten alles aus Stahlblech; denn; wir brauchen immer mehr Raum, aber wir haben, dank unserer Bodenwirtschaft, weniger Raum als früher. So schinden wir den Raum aus dem Baumaterial heraus und je geringer seine Querschnitte werden, um so mehr kommt es nun auf seine Festigkeit und auf seine Konstruktion an. Wie sehr, das beweisen die vielen Unglücksfälle, die seit zwanzig Jahren die freitragenden Decken und ähnliche moderne Baukonstruktionen bewirken.

Die Baumaterialien auf der Baufachausstellung verlangen ein Studium für sich. Was wir da an Spezialbaustoffen sehen, ist meistens eine Ablösung der Handarbeit des Maurers, ist eine Verdrängung der Zimmermannsarbeit und der Arbeit des Steinmehrs. Die Materialien, die früher von Fall zu Fall auf der Arbeitsstelle in bestimmte Ausmessungen gebracht werden mußten, liefert die Ziegelstrangpresse, die Zementgußform, das Eisenwalzwerk bis auf den Millimeter genau. Die Betonbantechnik hat den Zimmermann zum bloßen Einschaler gemacht; die Eisenbantechnik braucht ihn höchstens noch zum Gerüstbau, wenn sie ihr eigenes eisernes Gerüst nicht mitbringt. Dem Maler hat die industrielle Baufarben die Wandbemalung und den Wandanstrich genommen; die modernen Dachziegel brauchen fast den gelernten Dachbeder nicht mehr, um ein dichtes Dach zu geben. Dem Pauslempner und dem Pauschlosser nimmt die Baufabrik die meiste Produktion aus den Händen und überläßt ihm nur noch die Anschlägerarbeit, an die sich der Gasmann schon gewöhnt hat. Die Türen und Fenster sind Großartikel geworden, sind keine eigentliche Tischlerarbeit mehr. — Diese industrielle Ablösung der Bauhandwerksarbeit ist unvermeidlich gewesen, aber für den aufmerksamen Beobachter war sie nicht erfreulich. Die Qualität der Bauarbeit hat sich dadurch überall verschlechtert und es sind nicht nur die billigsten Mietkasernen, auf die das zutrifft. Die Submissionen helfen noch dazu und natürlich auch unsere Bodenpolitik und die rapide Umwertung aller Verhältnisse. Früher wurde ein Haus für Jahrhunderte gebaut, und heute ist die Lebensdauer einer Mietkasernen mit fünfzig Jahren schon hoch gegriffen, und in dieser Zeit muß sie amortisiert sein. Billig bauen! ward die Parole.

In der Technik des Eisenbaues und des Eisenbetonbaues fanden die Männer vom Bau freundliche Helfer. Es ward möglich, schnell zu bauen, hoch zu bauen und verhältnismäßig billig zu bauen. Allein, die Nachschläge blieben nicht aus; sowohl Eisenkonstruktionen stürzten ein, als auch Eisenbetonbauten. Meistens wegen mangelnder Sachkenntnis der Bauleute von oben bis unten, dann aber auch oft, weil die technischen Grundzüge für die neuen Bauweisen erst gesucht und erprobt werden mußten; eine solche statistische Berechnung, eine unrichtige Formel nach der anderen wurde überholt und berichtet, manchmal noch zur rechten Zeit, manchmal zu spät. Die neuen Baumaterialien waren infolge der Verringerung des Querschnittes einer höheren Belastung ausgesetzt: ihre Druckfestigkeit mußte sich erst erweisen, manchmal auch noch zur rechten Zeit und manchmal zu spät. Dann tauchten neue Fragen auf, z. B. die Feuerfestigkeit; man erkannte, daß Granit in tragender Funktion weniger feuerbeständig ist als etwa Eichen-

oder Mahagoniholz, und daß Eisen in einem brennenden Hause wegen seiner in glühendem Zustande unvermeidlichen Durchbiegung zum Verstörer der Grundmauern wird, und daß eiserne Treppen wie auch Granittreppen im Feuer viel bedenklicher sind als etwa eine verputzte Holzterrasse. Beim Montierbau, also beim eigentlichen Eisenbeton zeigte sich dagegen wieder größere Feuerfestigkeit. Die wäre aber gar nichts wert gewesen, wenn die Befürchtungen sich bestätigt hätten, daß das Eisen im Zement allmählich zerrosst und dann ein Betonbau auseinander fallen müsse. Diese Befürchtung ist zerstreut, denn Eisen kann in Zement nicht rosten, aber jetzt kommt aus Amerika die neue Befürchtung, daß durch abgabender elektrische Ströme das Eisen im Beton gewaltig korrodiert, also zum Rosten gebracht werde; trifft das zu, so kann die Folge sein, daß die Wollenträger eines Tages wieder abgetragen werden müssen, wenn sie nicht selbst zusammenstürzen sollen.

Man sieht, die neuen Baumaterialien haben sehr wichtige Fragen aufgeworfen, von denen das alte Bauwesen nichts gewußt hat. Es sind Fragen, deren Beantwortung nicht der Erfahrung überlassen werden darf. Die Alten konnten, oder vielmehr, sie mußten sich auf ihre Erfahrungen verlassen, und sie schöpften daraus ihre empirischen Grundsätze über die Mauer- und Balkenstärken, über die Spannweiten und die Drucklasten und Widerlager; die statischen Gesetze suchten sie intuitiv zu erfassen, ehe sie erlarmt waren.

Unsere Zeit aber hat für ein so beschauliches Bauen keine Geduld mehr. Das moderne Bauwerk steht bis auf die kleinsten Maße berechnet und in seiner theoretischen Festigkeit geprüft, auf dem Papier, und dann geht das Bauen ohne weitere schöpferische Gedankenaktivität rasch vonstatten. Diese Methode setzt voraus, daß alle Baumaterialien, sowohl die natürlichen als auch die künstlichen, in ihren Baueigenschaften bekannt sind, daß man die Grenzen ihrer Druck-, Zug- und Bruchfestigkeit weiß, ihre Härte, ihre Diegsamkeit, ihre Feuerbeständigkeit, ihre Wetterfestigkeit in die Rechnung einstellen kann, und daß auch ihre sonstigen Eigenschaften, die Hygroplastizität, die Porosität, die Wasser- und Frostbeständigkeit bekannt sind. Und so hat sich für diese Fragen eine besondere Wissenschaft ausgebildet, und in großen staatlichen Anstalten werden die Baumaterialien auf alle diese Eigenschaften geprüft.

An drei oder mehr Stellen kann man die Methoden dieser Materialprüfungen in der Ausstellung kennen lernen. In einer eigenen Halle ist die ganz besonders interessante Ausstellung der Kgl. Sächs. Mechanisch-Technischen Versuchsanstalt untergebracht. Die praktischen Vorführungen jeden nachmittag um 4 Uhr sollte niemand versäumen. Wir sehen da, mit welcher Genauigkeit die Baustoffe geprüft werden können und wie fein die Meßinstrumente sind, wie sie schon ganz minimale Durchbiegungen und Streckungen anzeigen, die mit bloßem Auge nicht erkennbar sind. Wer sollte z. B. denken, daß eine fünf Meter lange Eisenbahnstange, die an beiden Enden aufliegt, schon eine Durchbiegung erleidet, wenn man sie nur leicht mit dem kleinen Finger berührt; mit einem optischen Spiegelapparat läßt sich diese Durchbiegung jedoch nachweisen.

Andere Apparate zeigen die Streckfestigkeit und Zerreißgrenze, also die Fähigkeit des Eisens. Eisenbolzen von normalen, auf internationalen Vereinbarungen beruhenden Abmessungen werden in Maschinen gespannt, die mittels hydraulischer oder pneumatischer Kraft diese Bolzen auseinanderziehen und die dabei bis zum Zerreißen verbrauchte Kraft selbstständig anzeigen. Eine ganze Menge solcher Maschinen verschiedener Systeme sind vorhanden. Das gleiche gilt auch für die Maschinen zur Prüfung der Druckfestigkeit der Gesteine und der künstlichen Baumaterialien. Auch hier liegen internationale Vereinbarungen zugrunde: Würfel von 5 Zentimeter Seitenlänge in der Regel, die genau zugehauen sind, weil jede Abweichung von der Parallelität der Flächen das Prüfungsergebnis verändern würde. Bei den künstlichen Baumaterialien, den Betonmassen, den Zementgußsteinen, den Kalksandsteinen, den Dachsteinen beruht auch die Herstellungsweise auf vereinbarten Normen. Sowohl die Sandkorngröße als auch die Mischungszusammensetzung mit dem Zement oder Kalk, der Wassergehalt, der Pressungsgrad in der Form, alles darf bei einzelnen miteinander in ihren Baueigenschaften zu vergleichenden künstlichen Baumaterialien nicht verschieden sein, und deshalb sind auch hierfür wieder besondere Maschinen konstruiert. Die menschliche Arbeit ist ausgeschaltet, um die größte Genauigkeit und Gleichmäßigkeit zu erzielen, und so wird schließlich die zwangsmäßig arbeitende Maschine der unbestechliche Vertrauensmann des Bauwesens bei der Auswahl der künstlichen Baumaterialien. Ungeheure Drucklasten sind es, die angewendet werden können; 45 000 Kilogramm und mehr sind nötig, um einen solchen Würfel von Beton zu zerdrücken, und die Druckfestigkeit mancher natürlichen Gesteine ist natürlich noch viel höher.

In dem runden Wandelgang der Betonhalle finden wir dieses Thema fortgesetzt; die Sonderausstellung der Beton- und Zementindustrie ist es, die die Festigkeit des Eisenbetons gegenüber anderen Baumaterialien nachweist. Da sehen wir Eisenbetondecken, die durch Belastung zum Durchbiegen und zum Zerspringen gebracht worden sind. Es gehören bei einer vollständig abgeordneten Deckenkonstruktion aus Eisenbeton schon ungeheure Lasten dazu, um das zu erreichen. Auch hier ist die Verteilung der Last und die Sicherung der Belastung nachträglich ermittelt und auf den Schauflächen eingezeichnet worden. Besonders Interesse verdienen auch die Baukonstruktionen, die im Feuer gewesen sind. Es zeigt sich, daß sie viel weniger gelitten haben, als etwa Granitpfeiler, und

daß ein Eisenbetonpfeiler auch dann noch tragfähig bleibt, wenn neben ihm Walz- oder Gußeisen schon längst in glühendheißem Zustande zusammengesunken ist und alles, was auf ihm lastet, mit in den glühenden Schlund gerissen hat.

Das künstliche Baumaterial muß aber auch noch unter einem anderen, nämlich unter künstlerischem Gesichtspunkt betrachtet werden. Unsere historische Stilbaukunst ist auch auf historische Baumaterialien zugeschnitten und jedes neue Material nimmt sich zunächst wie ein Fremdling aus, so daß es z. B. unter den Heimatschüßern auch solche Richtungen gibt, die jedes nicht traditionelle Baumaterial von vornherein verwerfen möchten. Natürlich geht das nicht an, denn die Entwicklung läßt sich nicht aufhalten, und es muß also doch wohl ein Kompromiß entstehen, selbst da, wo die heimatische Bauweise eigentlich auch auf heimatische Baustoffe beschränkt sein will. Der *Verbandbund*, der sich eine Organisation der Verbenden nennt, will nun in einem eigenen Pavillon zeigen, wie sich die künstlichen Baumaterialien ästhetisieren lassen, d. h. wie sie sich aller industriellen Mittelmäßigkeit entkleiden und den Form- und Farbenansprüchen guter moderner Architektur anpassen lassen. Der ganze Pavillon ist gefliessenlich aus solchen künstlichen Baustoffen, die Kunststeine, die Verblender, die Dachpappe, das Weißblech soll in künstlerischer Verwendung gezeigt werden. Leider hat der *Verbandbund* das Prinzip des Verbenden so ausgedehnt, daß wohl bis in den Sommer hinein das „*Werden*“ dieses Pavillons zu beobachten sein wird, so unfertig ist er noch. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß die ganze Ausstellung eigentlich noch im *Werden* ist.

Zu den künstlichen Baustoffen gehört neuerdings auch die Keramik und es ist fast schon Patriotenpflicht, die Kadiner Töpferei in Nahrung zu sehen. Aber recht gehäuer ist der Bezug von Töpferwaren von dort her doch nicht. Der eiskalte Ehrfurchtschauer des Untertanen überrieselt jeden Kunden von Kadinen, und diese patriotisch-untertänige Gänsehaut überläuft schließlich einen selber, wenn man folgende Bemerkung im Katalog der Ausstellung liest: „Seine Majestät der Kaiser und König hat (recte: haben) zu genehmigen gerubt, daß auf der Internationalen Kaufausstellung der Verbundraum zwischen der Repräsentationshalle und den Raumkünstalen mit Majolika von der königlichen Herrschaft Cabines geschmückt und dann in dem Raume auch Sein Bildnis angebracht werde.“

S. S.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Mag Dautenhay: Der Geist meines Vaters, Aufzeichnungen aus einem begangenen Jahrhundert. (Albert Langen, München.) Ein gänzlich unliterarisches Buch, in feinerlei „ismus“ einzureihen, also ein gutes Buch, das der zu klarem Schauen und klarer Form gereifte, erstmalig so ultraviolette Dautenhay zur Erinnerung an seinen Vater hier niederschrieb. Es könnte ein bißchen wie Annakung aussehen, die Geschichte der Familie Dautenhay der Welt zu übergeben, wenn es eben nur eine Bierwändelgeschichte wäre. Aber da liegt nicht nur das reiche und bewegte Leben eines Mannes vor uns, der als erster in Deutschland und Ausland die von Frankreich gefommene junge schäckerne Kunst des Lichtbilds, die Daguerreotypie unter Opfer und Mühsalen aller Art, zuletzt mit freigeichem Erfolg einführte, da rundet sich auch dies Menschenleben zum Kunstwerk sowohl in seiner Bedeutung, wie in der Betrachtung. Solch ein Kunstwerk, von Liebe und Pietät des Sohnes, Erfahrung und Weltbild des Dichters gestaltet, sind die Aufzeichnungen geworden. Wir sollten mehr solcher Lebensbilder haben, aus denen eine Zeit, eine Kultur, aber auch jene Menschlichkeit spricht, die abseits vom Heroischen und der Doffentlichkeit, im kleinen Kreise, in der Familie heftische Flüge trägt.

So verfolgt man interessiert, befruchtet mit Anregungen, beschenkt mit vielerlei Kenntnis einer vergangenen Zeit den Weg, den ein tüchtiger, technisch genialer losmopolitischer Mann vom Anfang bis Ende des 19. Jahrhunderts gegangen, von der Daguerreotypie bis zur farbenempfindlichen Photographie, und sehen neben dem persönlichen Erinnerungsdenkmal in ruhiger, ungeschminkt, fast Goetheischer Prosa, nebenbei ein Dokument des Wandels und Wanderns, Ringens und Bezwingens einer Generation durch die andere. Die Denkart, das Empfinden, die Latkraft, die Ähnlichkeit und die Gegensätze einer abgelebten Zeit mit der heutigen Zeit. Ein Dokument für den alten ewigen Kampf: Väter und Söhne. Denn der junge Dautenhay, zum Denker, Grübler und Dichter von Natur aus bestimmt, mußte gegen den Vater, der vor allem Praktiker war, schwere Kämpfe ausfechten, um sein Lebensziel durchsetzen zu können. Aber im Unterschied von vielen rebellisch-modernen Junggeistern, die im Durchsetzen ihrer Persönlichkeit mit dem Prinzip von der Selbstherrlichkeit des eigenen Ichs brutal über Kopf und Herz der Ältesten schreiten und Pietät und Familie über Bord werfen, ehrte Dautenhay den Geist seines gegenfälligen Vaters und dankte seiner kernig-arbeitsamen, lebensächtigen Art durch dieses warme Gedächtnisbuch. Eine leise Bebnut über vergangene Jugend, wie sie reise, von der Höhe ausblidende Männer oft facht, gibt den Aufzeichnungen einen stillen, besonderen Reiz.

Naturwissenschaftliches.

Wie Bakterien gezählt werden. Die Zählung von Bakterien, die selbstverständlich überhaupt nur unter dem Mikroskop bei sehr starker Vergrößerung vorgenommen werden kann, ist eine recht schwierige Aufgabe und man kann ihre Erklürung nicht in der Weise fordern, daß tatsächlich jedes einzelne Individuum gezählt wird, wie man es bei einer Volkszählung der Einwohner in einem gut verwalteten Staate verlangt. Immerhin ist es wünschenswert, das abgefürzte Verfahren, das für solche Fälle gebraucht werden muß, zu einer möglichen Genauigkeit zu bringen. Zu diesem Zweck hat Professor Donald der Royal Society einen neuen Apparat vorgelegt, der zunächst eine zuverlässige Messung von Flüssigkeiten nach Tropfen gestattet und dies Mittel dann für die Zählung von Bakterien in Wasser verwertet. Dabei sind merkwürdige Ergebnisse zutage getreten. So hat sich herausgestellt, daß ein im Laboratorium destilliertes Wasser je nach der Herkunft aus einer Zisterne oder aus einer bereits reineren Quelle zwischen einer halben und einer ganzen Million Bakterien enthalten kann. Die Messung geschieht in der Weise, daß mit dem neuen Apparat kleine Wassertropfen von einer ganz bestimmten Größe entnommen, neben einander auf eine polierte Platte gebracht, dann getrocknet und fixiert werden. Die Bakterien werden dann stark gefärbt und erscheinen deutlich ohne die Gegenwart störender Körnchen von getrockneter Farbe. Für die Zählung wird dann eine quadratische Öffnung bemut, die durch parallele Haarlinien in Felder geteilt ist. So werden die Bakterien innerhalb eines Feldes gezählt, die Zahl der Felder, über die sich ein Tropfen erstreckt, festgesetzt und dann aus den bekannten Volumen jedes Tropfens der Gehalt der Flüssigkeit an Bakterien insgesamt berechnet. Es wurde weiter auf diesem Wege ermittelt, daß sich in destilliertem Wasser, das drei Wochen gestanden hat, 15 Millionen Bakterien im Kubikzentimeter entwickeln können. Dr. Fildes hat übrigens im „Lancet“ darauf aufmerksam gemacht, daß auf diesem unerwarteten Bakterienwachstum die Fiebererscheinungen beruhen könnten, die nach der Einsprizung der sogenannten physiologischen Salzlösung unter die Haut oder in die Adern einzutreten pflegen.

Luftfahrt.

Vögel und Flugmaschinen. Daß ein genaues Studium des Vogelfluges wichtige Aufschlüsse für die Konstruktion der Flugmaschine geben kann, ist eine Ueberzeugung, die alle Bahnbrecher auf diesem Gebiete gehabt haben, die ihre Arbeit stets mit einer eingehenden Beobachtung der fliegenden Vögel begannen. Auch die Wissenschaft hat sich dieses Problems bemächtigt, und neuerdings hat besonders der französische Forscher Magnan eine Reihe von Untersuchungen an Vögeln durchgeführt. Er hat festgestellt, daß bei allen fliegenden Vögeln die Verhältnisse ihrer Körpermaße gleich bleiben und in einer regelmäßigen Beziehung zu dem Gewicht, das sie zu befördern haben, stehen. Die Natur würde danach einen wertvollen Fingerzeig für die Flugkunst liefern, da man die Maßberechnung der Vögel auf den Bau der Flugmaschine übertragen könnte. Magnan hat 200 Vögel, die zu 76 Arten gehörten, untersucht, und zwar im Naturzustande; alle wurden mit der Waage aus der Luft heruntergeholt und sofort nach dem Tode genau gewogen und ausgemessen. Die Oberfläche ihrer Flügel wurde genau in Quadratzentimetern bestimmt, die Länge und Breite des Flügels und des Schwanzes in Zentimetern aufgezeichnet und auch die Einzelgewichte genau in Gramm festgesetzt. Dabei zeigte sich, daß die charakteristischen Merkmale des Vogelsg variieren, je nachdem er den Gleitflug, den Segelflug oder den Rudererflug ausübt, daß aber diese Merkmale bei den Individuen derselben Gruppe so gleichmäßig wiederkehren, daß man sie für die Praxis als konstant annehmen kann. Magnan klassifiziert dabei die Vögel folgendermaßen: Raubvögel, die vor allem den Gleitflug ausführen, Schwimmbögel, die den Segelflug ausüben, und Rudererbögel, wie Sperlinge und Hühnerarten. Es sind nun die Vögel der ersten Gruppe, deren Flug sich am meisten dem der Flugmaschinen, und zwar der Eindecker, nähert. Da nun in dieser Gruppe ein Vogel von 500 Gramm dieselben Verhältnisse in seinen Körpermaßen aufweist, wie ein Vogel von 10 Kilogramm, so muß man annehmen, daß auch ein Vogel dieses Typs der Gleitflieger, der 500 Kilo wiegen würde, dieselben Verhältnisse zeigen würde. Auf Grund dieser Annahme hat Magnan berechnet, welche Maße ein solcher Riesenvogel von 500 Kilo, der also etwa das Gewicht eines Eindeckers hätte, haben müßte, und er ist zu folgenden Zahlen gelangt: Flügeloberfläche 14,970 Quadratmeter, Gewicht der Flügel 98,5 Kilogramm, Spannweite 10,5 Meter, Breite des Flügels 1,87 Meter, Länge des Schwanzes 2,06 Meter, Länge des Apparats 4,67 Meter. Abgesehen von den Länge, die erheblich geringer ist als die unserer heutigen Flugmaschinen, sind diese Maße in der Tat nicht sehr verschieden von denen der üblichen Typen. Das Gewicht ist freilich sehr verschieden, je nach den Baustoffen, und man sucht natürlich zu einer immer größeren Leichtigkeit der Maschinen, bei gleichbleibender Widerstandskraft, zu gelangen, da ein Ueberschuß an Kraft eine Vermehrung der Sicherheit bedeuten würde.